

Kindern fehlt, was Kinder brauchen...“ –
weshalb jetzt gesellschaftliches Umdenken erforderlich ist,
Thomas Schlag

Erziehungsberatung hat Hochkonjunktur

Der Aufwand der Beratungsstellen für Kinder und Jugendliche in besonderen Konfliktlagen nimmt kontinuierlich zu. Die Intensität der Fälle, nicht selten die Hoffnungslosigkeit der Beratung Suchenden steigt weiter. Immer mehr Abhandlungen zum Thema füllen die Regale der Buchhandlungen. An griffigen Titeln herrscht kein Mangel, etwa „Der Erziehungsnotstand“ (Petra Gerster/Christian Nürnberger), „Das Geheimnis glücklicher Kinder“ (Steven Billuph), „Die Erziehungskatastrophe. Kinder brauchen starke Eltern“ (Susanne Gaschke), „Die zehn goldenen Regeln guter Eltern“ (Kevin Steede) oder „Wie man Kinder von Anfang an stark macht“ (Gabriele Haug-Schnabel), um nur einige zu nennen.

Da äußern sich einerseits Fachleute aus den Bereichen von Verhaltenspsychologie, Pädagogik und Soziologie, andererseits dokumentieren Personen des öffentlichen Lebens wie Doris Schröder-Köpf, die evangelische Bischöfin Margot Käßmann oder die Redakteurin des heute-journals Petra Gerster ihre Erziehungsideale in Buchform. Am populärsten ist nach wie vor Axel Hackes „Kleiner Erziehungsberater“ – seit mehreren Jahren ein Bestseller, vielleicht auch deshalb, weil er in humorvoller Weise die Grenzen elterlicher Erziehungsmöglichkeiten aufzeigt.

Dieser augenzwinkernde Humor ist der Mehrzahl der Ratgeber in Buchform nicht unbedingt zu eigen. Es herrscht spürbare Aufgeregtheit, wenn nicht sogar Hysterie, gepaart mit der Angst vieler Eltern, den Ansprüchen noch gerecht werden zu können oder auf der anderen Seite der Sehnsucht nach perfekter Erziehung.

Vergleicht man die literarischen Erziehungsberater miteinander, so fällt bei aller Unterschiedlichkeit zweierlei auf: Einerseits wird durchgängig der laxen Erziehungsstil, die zunehmende Orientierungs- und „Wertlosigkeit“ elterlicher Erziehung in der Tradition der antiautoritären Altachtundsechziger beklagt, andererseits werden Eltern und Erzieher auf einen grundsätzlich neuen Erziehungsstil eingeschworen: sie sollen Vorbilder sein, durch ihren eigenen authentischen Lebensvollzug überzeugen, Kindern die geeigneten Wege eröffnen, damit diese von Beginn an kleine Persönlichkeiten werden können.

Das meiste von dem, was benannt wird, leuchtet unmittelbar ein. Wer würde sich nicht gerne die Wahrheit zu eigen machen, dass die Persönlichkeit des einzelnen Kindes zu fördern und seiner individuellen Entfaltung viel Raum zu geben ist, wer würde verneinen, dass Kinder mehr Zeit und Aufmerksamkeit brauchen? Wer würde widersprechen, wenn etwa gesagt wird: Orientierung zu geben, ist für Kinder lebensnotwendig?

Die meisten Eltern und Erzieherinnen sind besser als ihr Ruf

Es gibt einen durchaus breiten Konsens darüber, wie Erziehung aussehen sollte, was Kinder für ihre eigene Lebensgestaltung an Orientierung und Hilfe brauchen.

Wenn man sich im eigenen Freundeskreis umschaute, stellt man fest, dass sich viele Eltern in der Tat so intensiv wie möglich darum bemühen, ihren Kindern das Lebensnotwendige, Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit mitzugeben. Da werden Erziehungsziele definiert, Umsetzungsmöglichkeiten ausprobiert, in den meisten Fällen unendlich viel Geduld mit den eigenen Kindern aufgebracht und aufgebraucht. Insofern stimmt vermutlich schon die Einstiegsthese nicht, dass angeblich alles so viel schlechter geworden ist.

Offenbar sind viele Eltern, Pädagoginnen und Pädagogen durchaus erfolgreich damit, Lebensideale zu vermitteln, den Nachwuchs in einer Weise zu prägen, die den eigenen Lebenszielen entspricht. Laut der neuesten Shell-Studie sind 90% der Jugendlichen mit der Erziehung durch ihre Eltern zufrieden. Ein Großteil verbindet mit Familie positive Begriffe und Erfahrungen. Obwohl Jugendliche zu 70 Prozent in Cliquen eingebunden sind und rund drei Viertel der Jugendlichen von 12-25 Jahren bei den Eltern wohnen, brauchen 75 Prozent der weiblichen und 65 Prozent der männlichen Jugendlichen später eine Familie zum "Glücklich sein" - so die Shell-Studie. "Karriere machen", aber eben auch "Treue" stehen ganz oben auf der Werteskala. Mehr als zwei Drittel der Jugendlichen wollen eigene Kinder (in den ostdeutschen Ländern 76 Prozent, in den westdeutschen Ländern 64 Prozent). "Karriere machen" und "Kinder kriegen" schließen einander nicht aus, sind sogar zentrale Lebensziele der Jugendlichen.

Und bekanntermaßen geht der überwiegende Teil junger Menschen ohne große Katastrophen seinen Weg durch Schule, Ausbildung, Studium hinein in den Beruf. Da mag zwar die eine oder andere Lebensphase für die Kinder und Eltern eine harte Zeit sein, in den meisten Fällen sind die Verwerfungen und Irritationen zwischen Kindern und Eltern zeitlich begrenzt, so dass in der Regel der erfahrungsgesättigte Satz zutrifft: „Das wächst sich aus“. Woher aber dann die gegenwärtige breite Debatte über Erziehungs- und Orientierungsfragen?

Die Schattenseite des Kinder- und Jugendalters

Neben diesen ernsthaften Erziehungs- und Begleitungsbemühungen von Eltern und Pädagogen gibt es ohne Frage auch in Deutschland eine Schattenseite des Kinder- und Jugendalters. Eine Schattenseite insofern, als sich hier im wahrsten Sinn des Wortes Vieles im Verborgenen abspielt. Eine Schattenseite aber auch insofern, als diese

dunkle Seite kindlicher und jugendlicher Erfahrungen in den öffentlichen Äußerungen immer noch nicht den ihr angemessenen Platz erhält. Nur über die besonders sensationellen und tragischen Fälle wird überhaupt noch berichtet: über den spektakulären Amoklauf, die Misshandlung mit Todesfolge, die brutale Auslöschung einer ganzen Familie. Hingegen ist der Widerstand gegen die vielen kleinen Verletzungen und Zerstörungen der Kinder- und Jugendseelen inzwischen gänzlich den Beratungsstellen und Notfalleinrichtungen überlassen. Und doch darf gerade diese massive Form alltäglicher Vernachlässigung und Verletzung auch in den nach außen friedlichen Familienverhältnissen nicht dem Bereich des Privaten überlassen bleiben. Und schon gar nicht darf in diesen oft schwersten Fällen innerfamiliärer Konflikte Gewalt, Hass, Sprachlosigkeit nicht die Oberhand gewinnen. Aber spätestens hier kommen alle gutgemeinten Erziehungsberater des bürgerlichen Mittelstandes an ihre Grenze.

Denn in diesen Fällen ist schon deshalb kein Platz für den literarischen Erziehungsratgeber, weil manchmal im wörtlichen Sinn gar kein Bücherregal vorhanden ist, hier ist kein Raum für wohlgemeinte Ratschläge, weil keine Kultur des Hörens, Abwägens, Argumentierens besteht, hier wird vergeblich eine Zeit des Miteinanders gefordert, weil die mögliche gemeinsame Zeit durch ganz andere Anforderungen aufgefressen wird. Hier kann nicht mehr auf gegenseitiges Vertrauen gebaut werden, weil jede Vertrauensbasis längst verloren gegangen ist. Hier kommt die Forderung nach Liebe, Geborgenheit und Friede an ihre Grenze, weil Muster der Macht und Gewalt den Familienalltag beherrschen. Hier wird der Begriff „Persönlichkeit“ nie fallen, weil er selbst schon Erfahrungen gegenseitiger Wertschätzung voraussetzt, diese aber gerade hier eben nicht gemacht wurden. Diese Schattenseite des Kinder- und Jugendalters findet sich in Stadt und Land, in wohlhabenden und ärmeren, in deutschen und ausländischen Familienkonstellationen. Hier geht es längst nicht mehr darum, wer den Müllimer nach draussen bringt, wer den Hund Gassi führt, ob man am Sonntag die Oma besucht und sich artig verhält, ausreichend für die Klavierstunde geübt hat oder gewissenhaft die Hausaufgaben macht.

Insofern sind die vielen Appelle an den elterlichen Erziehungsstil kurzschlüssig. Was erleben Lehrer an Schulen, wenn sie versuchen, die Eltern der eigentlich problematischen Eltern zu kontaktieren? Gerade diese entziehen sich dem Gespräch, der Begegnung; gerade die Eltern problematischer Kinder scheinen in den allermeisten Fällen einer der Hauptverursacher der Kinder- und Jugendprobleme zu sein.

Und doch wäre es kurzschlüssig, die gesellschaftlichen Ursachen für dieses elterliche Verhalten zu unterschätzen. Es greift zu kurz, die Kinderfeindlichkeit mancher Eltern zu brandmarken: unsere Gesellschaft als Ganze hat ihren elementaren Anteil an der Vernachlässigung von Teilen der nächsten Generation.

Der lange Schatten der Gesellschaft

Gesellschaftliche Strömungen wirken massiv bis in die vier Wände der Familie hinein.

Was auf den ersten Blick wie die Beschreibung von Klischees erscheint, bestätigt sich durch Zahlen.

Der im Jahr 2000 in Auftrag gegebenen Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, in dem erstmals versucht wurde, ein differenziertes Bild über die soziale Lage in Deutschland zu geben versucht sich an einer Definition von Armut: der Definition dieses Berichts zufolge gelten diejenigen Personen, Familien und Gruppen als arm, „die über so geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist“. Der Begriff Armut findet also keineswegs nur Anwendung in bezug auf geringe Einkommen, Obdachlosigkeit und Überschuldung, sondern auch im Blick auf kritische familiäre Lebensereignisse wie Scheidung, Arbeitslosigkeit und mangelnde Bewältigungskompetenzen, etwa im Blick auf innerfamiliäre Gewalt oder Konsum- und Kreditverhalten. Und für diese Form der innerfamiliären Armut können, so meine These, eben nicht nur die Eltern verantwortlich gemacht werden. Wenn Erziehung und Beachtung hier fehlen, haben wir es nicht mehr nur mit einem individuellen, sondern einem strukturellen gesellschaftlichen Problem zu tun.

Der Bericht bilanziert: „Ein erhöhtes Armutsrisiko tragen vor allem junge Familien mit kleinen Kindern, da im Zuge des Aufbaus eines Familienhaushaltes ein erhöhter finanzieller Bedarf besteht“. Armut bedeutet dann insbesondere für Kinder „eine Einschränkung ihrer Erfahrungs-, Entwicklungs- und Lernmöglichkeiten“, im extremen Fall zutreffend auf die ca. 7000 Straßenkinder in Deutschland.

In Deutschland leben ca. 1,1 Mio. Kinder unter 18 Jahren von der Sozialhilfe, das ist jedes zehnte Kind. Mehr als 50% dieser Kinder wächst im Haushalt von allein Erziehenden auf. Hauptursachen für den Bezug von Sozialhilfe sind fehlende schulische und berufliche Qualifikationen, geringe Erwerbseinkommen und Arbeitslosigkeit. Das Sozialhilferisiko von Zuwanderern ist überdurchschnittlich hoch.

Diese Beobachtungen lassen sich auch auf die späteren Ausbildungs- und Berufschancen übertragen: Sowohl der Armuts- und Reichtumsbericht als auch die PISA-Studie kommen zu dem Ergebnis, dass der Zugang zu höherwertigen Schul-, Ausbildungs- und Berufsabschlüssen wie auch der Zugang zum Studium nach wie vor stark durch Herkunft, Bildungsstand und beruflicher Stellung der Eltern bestimmt ist. Ein weiteres gesellschaftliches Problem ist auf dem Feld der kulturellen Integration festzumachen: Im langfristigen Trend haben sich zwar die Anteile von Kindern ausländischer Herkunft an den höheren allgemein bildenden Abschlüssen verbessert, gleichwohl erreichen sie immer noch vergleichsweise geringerwertige Abschlüsse. Hier dreht sich die Spirale weiter, insofern die geringere Arbeitsmarkteteiligung und schlechtere Erwerbchancen mit erhöhtem Armutsrisiko die erneute Folge sind.

Diese Armut nun beschränkt sich aber eben nicht nur auf ökonomische Tatsachen, sondern beinhaltet auch das weitverbreitete Phänomen der Vernachlässigung, des Liebesentzuges und der innerfamiliären Gewalt. Hier erleben Kinder gerade das Gegenteil von dem, was sie zum eigenen Leben so notwendig bedürfen.

So kann – beinahe repräsentativ für ein weit verbreitetes Phänomen - ein Verantwortlicher eines städtischen Jugendamtes konstatieren: „Besondere Belastungen entstehen vor allem durch die immer mehr nachlassende Erziehungsfähigkeit der Eltern – bedingt durch Arbeits- und Perspektivlosigkeit oder Suchtkrankheit der Eltern“. Das Stichwort der „besonderen Belastungen“ weist in der Tat den Weg zur angemessenen Interpretation: Man kommt eben nicht weiter, wenn man die vielen Einzelfälle beklagt, die verantwortlichen Väter anklagt und verurteilt, Kinder ihren Müttern entzieht, der konkreten Gewalt an Schulen und in Gemeinden durch aufwendige Projekte meint beikommen zu können.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden: all dieses Engagement ist geradezu überlebenswichtig für Kinder und Jugendliche; im Bereich von Gewaltprävention, Streitschlichtung an Schulen und eindeutiger Verfolgung von Straftatbeständen ist das Menschenmögliche zu tun. Aber auf diese Weise verkennt man den eigentlichen Kern des Problems. Die furchtbaren Einzelfälle sind tatsächlich keineswegs nur selbstverantwortete, ganz und gar selbstverschuldete Schicksale. Meine These ist, das wir tagtäglich neu in den dunklen Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen einen größeren Spiegel vor Augen gehalten bekommen.

An diesen Familien- und Kinderschicksalen zeigt sich die ganze Härte einer Gesellschaft, einer Ökonomie und einer Politik, die eben von vorneherein andere Prioritäten setzt.

Insofern ist bei allen Fragen einer sinnvollen Erziehung ein zweifaches Ursachenbündel für elterliches und erzieherisches Versagen ins Auge zu fassen:

Zum einen handelt es sich in Einzelfällen in der Tat um massive individuelle Defizite, die im Verhalten gegenüber den eigenen Kindern zu Tage treten: bei einer Reihe von Eltern, so sagen frustrierte Pädagogen, würde man sich wünschen, dass es einen Führerschein zum Kinderkriegen und –erziehen gäbe.

Zum anderen haben meines Erachtens nach nun gerade gesellschaftliche Ursachen einen erheblichen Anteil daran, dass es auf der individuellen Ebene zu einem solchen Versagen kommen kann. Die vielen Appelle an eine bessere Erziehung erscheinen so, als ob man einen Garten pflegen könnte, indem man immer fleißig gießt, aber in keiner Weise auf den Zustand des Bodens und des Gesamtbiotops achten müsste. Und dann wundert man sich, dass trotz bester Pflege von oben die Pflanze verkümmert – weil der Boden eben keine Nährstoffe mehr hat. Insofern formuliere ich meine Kritik am Zustand der Erziehung in entscheidendem Sinn als Gesellschaftskritik.

Die äußeren Bedingungen, dieser Nährboden für verantwortliches Erziehen ist in den letzten Jahren nicht besser, sondern deutlich schlechter geworden. Das Fatale ist nun, dass sich diese individuellen und die gesellschaftlichen Faktoren in manchen Fällen zu einer unheilvollen Allianz verbinden können. In der Regel genügt es nicht, den betreffenden Eltern oder den gesellschaftlichen Umständen allein eindeutig die Schuld zu geben: das Hauptproblem besteht in der dramatischen Mischung von beidem.

Vier Lösungswege

Nur von dieser Einsicht aus lassen sich überhaupt sinnvolle Lösungswege ins Auge fassen:

1. Aus Ansprüchen müssen wieder Pflichten werden

Unsere Wohlstandsgesellschaft hat auf allen Seiten eine hohe Versorgungsmentalität erzeugt. Gegenwärtig erleben wir ein ausgefeiltes Ping-Pong-Spiel zwischen allen an Erziehungsfragen Beteiligten: die Eltern werfen den Pädagogen in Kindergärten und Schulen mangelnde Fähigkeiten und fehlendes Engagement vor, Pädagogen ihrerseits beklagen, dass Eltern die Erziehung der Schule überlassen; Unternehmer sprechen von faulen Lehrern, die politischen Parteien werfen sich gegenseitig mangelnde Bildungsverantwortung vor. All diese Klagen sind gepaart mit der Artikulation höchster Ansprüche – selbstverständlich immer an die anderen. Ich würde mir in der Tat eine Diskussion wünschen, in der jeder nach den eigenen Anteilen und Möglichkeiten sucht; das Hin- und Herschieben von Verantwortung ist ein leichtes Spiel; gefragt ist allerdings eine tatsächliche Pflichterfüllung. Und hier hat man als Beobachter den Eindruck als ob auf allen Seiten noch eine ganze Menge Potential vorhanden ist, um den eigenen Pflichtanteil zu erhöhen. Mit einer reinen Diensterfüllung nach Vorschrift – sowohl in der eigenen Familie als auch in den öffentlichen Stellen - dürfte es jedenfalls nicht zu entscheidenden Verbesserungen kommen. Die Potentiale individueller Verantwortung sind längst nicht ausgeschöpft.

2. Gewalt darf nicht länger salonfähig sein

Spätestens seit den Erfurter Ereignissen stellt sich massiv die Frage nach dem Einfluß medialer Gewalt auf das Gemüt von Kindern und Jugendlichen. Für mich persönlich ergibt sich nach vielen Gesprächen mit Jugendlichen, dass diese gewalttätige und oftmals menschenverachtende Bilderflut zwar ein Faktor für eigene Gewaltbereitschaft sein kann, aber eben in seiner Bedeutung auch nicht hysterisch überschätzt werden darf. Man könnte sich ja schon fragen, ob die Berichterstatter in Erfurt nicht auch Opfer ihrer eigenen Sensationsmaschinerie geworden sind und mindestens ebenso fasziniert von der Computer-Welt des Attentäters waren wie dieser selbst. Insofern rate ich zu einer sachlichen Beurteilung dieser neuen Medien. Für mich ist eine andere Form gesellschaftlicher Gewalt von viel größerer Prägekräft auf Kinder und Jugendliche als diese künstlichen Welten. In einer Kurzgeschichte für Jugendliche wird ein Lehrer zitiert, der bei seinen Schülern ein friedliches Miteinander fordert, und – allerdings vergeblich – an die gewaltfreien Vorbilder Albert Schweitzer, Mahatma Gandhi und

Martin Luther King erinnert hat. Dieser Lehrer spricht nun noch einmal seine Klasse an und sagt gleichsam als Selbsterkenntnis: „Völlig falsch, dass ihr keine Vorbilder habt. Natürlich habt ihr welche. Uns! Uns Erwachsene! Gibt's Probleme, dann schlagen sie zu. Wie im Golfkrieg. Knallhart. Ohne Rücksicht. Wollen die was haben, holen sie es sich. Und gibt man es ihnen nicht freiwillig, dann wir nachgeholfen. Gegenüber der ‚Dritten Welt‘ funktioniert das doch ganz gut. Oder Umwelt. Ozonloch. Ohne an die Folgen zu denken, wird weitergemacht, als ob nichts wäre. Anders machen? Fehlanzeige! Immer nur an sich selbst denken. Heute konsumieren, auf Teufel komm raus. Ob spätere Generationen dann noch auf diesem Planeten leben können, interessiert nicht. Wenn die Erwachsenen die Ellenbogen benutzen, wieso solltet ihr es dann anders machen? Wenn die Erwachsenen euch vormachen, dass man rücksichtslos zerstören kann, warum ihr dann nicht? Ob's die Umwelt oder das Klassenmobiliar ist, wo ist da schon der Unterschied?“

Diese Form der gesellschaftlich akzeptierten Gewalt darf in ihrer Bedeutung keineswegs unterschätzt werden. Solange hier Macht- und Gewaltstrukturen unbeachtet und unbearbeitet bleiben, so lange wird jeder kleine Lösungsversuch vor Ort tatsächlich nur ein vernachlässigbarer Tropfen auf den heißen Stein sein.

3. Verantwortung ist nicht mit Geld aufzuwiegen

Angesichts der immer schwierigeren Erziehungssituation erleben wir ein ausgefeiltes Monopoly, sowohl in den Familien als auch durch die Politik. Das beginnt bei der Erhöhung des Taschengeldes oder irgendwelche Sondervergütungen durch die Eltern, weil diese wieder einmal keine Zeit hatten und nun vom schlechten Gewissen geplagt sind, das endet bei immer neuen Absichtserklärungen der Politik, für den Ausbau von Ganztageschulen, die Erhöhung von Kindergeld oder die Erhöhung des Familienfreibetrages sorgen zu wollen. Selbstverständlich freut sich jeder über höhere finanzielle Zuwendungen. Und doch hat manches den Charakter eines legalisierten Bestechungsversuchs. Ich warne davor, das Erziehungssystem nach dem finanziellen Volumen zu bemessen. Im schlimmsten Fall kann dies wieder zu individuellem Rückzug aus der Verantwortung führen – mit dem Argument, dass das notwendige Geld fehle. Die entscheidende pädagogische Vermittlung lebt eben nicht davon, ob noch ein Computer angeschafft, noch ein Basketballfeld eingerichtet, die Kinder noch mehr Auswahl an Spielsachen zur Verfügung haben, noch eine Lehrkraft mehr angestellt wird, sondern ob schon unter den gegebenen Bedingungen ernsthaft und gewissenhaft gearbeitet wird. Und so schlecht sind diese Bedingungen im Rahmen der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft weiß Gott nicht. Insofern ist es mehr als fadenscheinig, wenn Erziehung staatlicherseits vor allem durch Geld verbessert werden soll. Das Geld ist es in aller Regel gerade nicht. Ja es scheint eher, als ob Kinder durch das Geld ihrer Eltern schon jetzt vertröstet werden. Nicht „Zeit ist Geld“ ist das Motto, sondern „Geld statt Zeit“. Auch die Gleichberechtigung der berufstätigen Frau ist bisher ein Lippenbekenntnis – man kämpft sich hier nicht nur daran ab, jeden Tag neu zu organisieren, sondern auch an den gesellschaftlichen Mustern, in denen die berufstätige Frau nach wie vor nur äußerst ungern vorkommt.

4. Menschen sind keine Objekte, sondern Subjekte

Unsere Gesellschaft hat immer raffiniertere und feinere Formen entwickelt, Menschen von Subjekten zu Objekten zu machen. Im Berufsleben sind die Belastungen an den Einzelnen enorm gestiegen. Wenn man sich beispielsweise die Stellenanzeigen und die Situation von Berufseinsteigern in der Wirtschaft ansieht, verwundert es nicht, dass viele Kinder auf intensive Begegnungen mit mindestens einem Elternteil verzichten müssen. Die gegenwärtige ökonomische Situation bringt insofern Belastungen mit sich, die nicht durch Appelle an eine höhere elterliche Verantwortung aufzulösen sind. Meines Erachtens stehen hier Wirtschaft und Politik in hoher Pflicht, Bedingungen zu schaffen, in denen neben dem Berufsleben tatsächlich auch noch Zeit für Familienleben ist. Eine reine Konzentration auf die Arbeitskraft ist auf lange Sicht kontraproduktiv für das familiäre und gesellschaftliche Miteinander.

Und auch Kinder und Jugendliche selbst haben elementaren Anspruch darauf, als Subjekte, nicht als Objekte behandelt zu werden. Hier spiegeln uns die Medien in der Tat vor, als ob der Mensch vor allem als Konsument zu seiner Bestimmung kommt, ganz zu schweigen von einem Bild von Liebe und Sexualität, das Menschen vor allem als Objekte, nicht aber als liebesfähige Subjekte vor Augen führt. In vielen Untaten und Misshandlungen von Kindern und Jugendlichen spiegelt sich vor allem die tatenlose und misshandelnde Gesellschaft. Von den Konsequenzen dieser Tatenlosigkeit wissen Beratungsstellen viel zu genau zu berichten. Eine Debatte um die Werterziehung hätte insofern damit zu beginnen, dass Kindern zuallererst vermittelt wird, dass sie selbst aller Aufmerksamkeit wert sind.

Fazit und Forderungen

Wenn insofern ein Umdenken notwendig ist, dann bezieht sich dieses einerseits auf die persönlichen Erziehungsmaßstäbe und -stile, andererseits aber auch auf die gesellschaftliche Prioritätensetzung. Etwa im konkreten Fall um die Entscheidung, wofür eine Stadt, ein Land oder der Staat Geld ausgeben will und was er strukturell fördern will.

Folgende Forderungen will ich abschließend benennen:

Es braucht einen neuen gesellschaftlichen Konsens darüber, was Jugendlichen gut tut und was nicht: das hohe Gut der Informations- und Meinungsfreiheit muß an einem wohlgeordneten und effektiven Jugendschutzrecht

seine Grenze finden. Konkret gesprochen: Video-, Computer- und Fernsehgewalt dürfen nicht zum selbstverständlichen Alltagskonsum junger Menschen werden.

Der Schutz der Familie und der Elternverantwortung, wie er durch das Grundgesetz verankert ist, ist ein hohes Gut, aber er darf deshalb nicht grenzenlos sein: Erziehungsfreiheit findet ihre Grenze an der Freiheit der Kinderherzen. Elternverantwortung meint insofern weit mehr als ein elterliches absolutes Bestimmungsrecht; Eltern müssen auf ihre Verantwortung angesprochen werden können, gegebenenfalls sind bei elterlichen Sanktionsmaßnahmen durchaus in Betracht zu ziehen.

Die strafrechtliche Bestimmung über die Unterlassung von Hilfeleistungen muß auch dort gelten, wo beobachtet wird, was mit Kindern geschieht und nichts dagegen getan wird. In bezug auf häusliche Gewalt gibt es keine unantastbare Privatsphäre. Der wegschauende und wehhörende Nachbar ist selbst ein Makel unserer Gesellschaft. In Blick auf die besonderen Herausforderungen, die durch Jugendliche aus Einwandererfamilien entstehen, will ich festhalten: Es gibt – bei allen richtigen und wichtigen Integrationsbemühungen! – auch eine falsch verstandene Multikulturalität: Erziehungsmaximen, die etwa tendenziell zu einer Benachteiligung junger Mädchen und Frauen führen, vertragen sich nicht mit dem Artikel der Gleichberechtigung. Hier sind Grenzen der Toleranzfähigkeit tatsächlich auch zu benennen. Und zum Zusammenleben gehört die sprachliche Integration: hier dürfen Erzieherinnen und Erzieher von Eltern aus anderen Kulturen erwarten, dass der Dialog über die Standards der Erziehung tatsächlich auch geführt wird und man sich der ernsthaften Auseinandersetzung nicht verweigert.

Und schließlich ist eine klare Prioritätensetzung erforderlich: Kinder- und Familienpolitik sowie eine ernsthafte Bildungspolitik muß als die entscheidende Zukunftsinvestition verstanden werden.

Es steht in der Tat nicht weniger zur Diskussion als die Frage, ob Priorität in einer weiteren Technisierung und Ökonomisierung liegen soll oder in der Schaffung einer lebenswerten Umwelt. Eine Umwelt, die eine Atmosphäre ermöglicht, in der Kinder das bekommen, was sie tatsächlich brauchen und Eltern tatsächlich geben können, was sie ihren Kindern geben müssen: mehr Aufmerksamkeit und Zeit, mehr Anteilnahme an deren entscheidenden Lebensfragen, aber auch mehr Ermöglichung einer begleiteten Freiheit, in der Kinder ausprobieren können, was ihr eigenes Leben wertvoll macht, sich mit ihren Fähigkeiten respektiert und angenommen fühlen können und auch im Versagensfall auf offene Arme hoffen dürfen.

Nur wenn Kraftquellen vorhanden sind, sind Stärken entfaltbar. Und dass diese Kraftquellen nicht verschüttet werden, dafür sind einerseits wir als Einzelne verantwortlich, andererseits dürfen wir auch die politischen und ökonomischen Entscheidungsträger nicht aus ihrer Verantwortung entlassen. Gesellschaftliches Umdenken beginnt in den eigenen Herzen, kann dort aber nicht Halt machen, sondern muss zur politischen Forderung werden. Dies gilt nicht zuletzt für die Beratungsstellen vor Ort. Sie müssen stärker als bisher zum politischen Einflußfaktor werden, indem sie immer wieder das Bewußtsein dafür schärfen, was sich in den Familien tatsächlich abspielt und indem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Beobachtungen im Schattenbereich der Gesellschaft tatsächlich auch wortgewaltig artikulieren.

Denn das größte Risiko für unser Gesellschaft wäre es, wenn Kinder selbst als Existenzrisiko angesehen werden und wenn ihnen dauerhaft verweigert wird, was sie lebensnotwendig brauchen.